

zielter auf Anregungen des gesellschaftlichen Lebens um die Jahrhundertwende und seiner Notwendigkeiten reagieren zu können (das Dreibein Staatsexamina/Magister/Promotion steht auf unsicheren Füßen). Der „Wildwuchs“ von möglichen *romanistischen Zertifikaten* in diesen verschiedenen Zentren und Studiengängen wäre sinnvoller Weise abzustimmen, damit ein gewisser Status der Anerkennung und der Vergleichbarkeit – erst einmal auf Bundesebene – überhaupt möglich wird, ohne von der wichtigeren Problematik der Inhalte und Studienziele solcher Zertifikate dann zu sprechen; aber das erscheint gegenwärtig noch ein zu weites Feld...

Brigitte Schlieben-Lange

In jüngster Zeit habe ich eine Reihe von Gesprächen und Diskussionen erlebt, in denen germanistische Kollegen neidvoll von der Vielfalt der Romanistik und den damit gegebenen Möglichkeiten, historisch und vergleichend zu arbeiten, sprachen. Sollte man nicht ernsthaft erwägen, so wurde gesagt, Kenntnisse und Studium einer zweiten germanischen Sprache (außer dem Englischen, das ja als Wissenschaftssprache einen anderen Status hat: Mittel und nicht Objekt wissenschaftlicher Aktivität ist) obligatorisch zu machen, zumindest für Sprachwissenschaftler? Müßte man nicht auf die Erhaltung einer Nordistik-Professur drängen, um einen Rest an komparatistischer Potentialität in einem ansonsten gänzlich national konzipierten Gebilde: der Germanistik, zu erhalten? So überraschte es mich nicht allzusehr, als E. Lämmert auf der Germanistentagung „150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt/Main“ vom 24. bis 26.9.1996 in Frankfurt/Main aus literaturwissenschaftlicher Perspektive einen ähnlichen Vorschlag zur Diskussion stellte: germanistische Studiengänge sollten obligatorische Anteile zu einer zweiten Literatur enthalten.

Auf derselben Germanistentagung habe ich einen Vortrag gehalten mit dem Titel: „Die deutsche Romanistik – ein Modell mit Zukunft?“, in dem ich die Titelfrage nachdrücklich bejaht habe.

Es ging mir zunächst darum, zu zeigen, daß die Romanistik die Erbin der von A. W. Schlegel begründeten romantischen Philologie (die kosmopolitisch, nicht national gedacht war) ist, aus der sich nacheinander die anderen Philologien ausgegliedert haben. Auch die Idee, daß es in den Philologien um „nicht verstandene Rede“ geht (im Gegensatz zur Begründung der Ausdifferenzierung der Germanistik durch Jakob Grimm, es gehe darum, daß „Gleiches von Gleichem“ erkannt werde) gehört zu

diesem frühromantischen Erbe. Zum anderen wollte ich zeigen, daß eine Wissenschaft wie die Romanistik, deren Gegenstand eine Gruppe von Sprachen und Literaturen ist, sowohl gegen die Gefährdungen einer Nationalphilologie als auch gegen die vorschneller Universalisierungen weitgehend gefeit sei. Ich möchte hier die Argumentation nicht im einzelnen wiederholen, sondern nur auf einige Punkte zu sprechen kommen, die mir durch die Diskussion auf dem Germanisten-Kongreß einerseits und die Auseinandersetzung mit Ihrem Leipziger Papier andererseits deutlich geworden sind.

1. Mein Hauptargument für die Romanistik ist, daß es sich um eine Disziplin handelt, die kulturvergleichende Kompetenz vermittelt. Dies konvergiert weitgehend mit Ihren Überlegungen, daß der Vergleich mit den je „nationalen“ Philologien und Kulturwissenschaften der verschiedenen Länder/Kulturen nicht gescheut werden muß: „Fremdkulturelle Außenwahrnehmung“ ist notwendigerweise verschieden von der Innenperspektive einer Kultur, nicht besser, nicht schärfer, anders. Und diese Außenwahrnehmung muß ins Gespräch treten mit der Innenperspektive, den member's categories. Die Mechanismen, Vorteile und Gefahren der Erkundung einer fremden Kultur sind in der Ethnologie wohlbekannt: das Begreifen der fremden Kultur in Termini der eigenen, die Über-Identifikation mit der fremden Kultur (going native), die dichotomisierende Gegenüberstellung des Eigenen und des Fremden. Daß gerade letztere eine nicht zu unterschätzende Gefahr des Kulturvergleichs ist, betonen Sie auch in Ihrem Papier. Ich kann dies aus langjähriger Erfahrung mit der Arbeit beim Deutsch-Französischen Jugendwerk bestätigen.¹ Und damit komme ich zu dem entscheidenden Aspekt: Romanisten haben es immer bereits mit drei Kulturen zu tun, der eigenen, die Ausgangspunkt und Folie für Fremdverstehen ist, und zwei anderen, die mit der eigenen und untereinander verglichen werden. Sie leben mit der Pluralität der Perspektiven, der Unterschiedlichkeit der Interpretationen; sie lernen das Aushalten dieser Dissonanzen. Ein Romanist, der Französisch und Okzitanisch betreibt, Spanisch und Katalanisch, Spanisch und Portugiesisch, lernt die wechselseitigen Zuschreibungen und Verletzungen kennen und wird vorsichtig mit schnellen Übernahmen und Urteilen. Er befindet sich in einem merkwürdigen Niemandsland zwischen den Konstruktionen, die er

¹ Zu den Erfahrungen mit deutsch-französischen Begegnungen verweise ich allgemein auf die Schriftenreihe des Deutsch-Französischen Jugendwerks, z.B. J.-R. Ladmiral/ E. Marc Lipansky, *La communication interculturelle*, Paris (A. Colin) 1989. Einige unserer Überlegungen sind eingegangen in das Zeitschriftenheft *Kulturkonflikte in Texten* (=LiLi 96/97).

vergleichen und ineinander übersetzen muß. Dieser beständige Prozeß der Triangulation zwischen dem Eigenen und zwei Fremden ist es, was der Romanist lernen kann. Eines der zentralen Probleme jedes Relativismus und jedes Konstruktivismus ist ja, wie es überhaupt möglich sein soll, die Grenzen der eigenen Kultur zu überschreiten. Universalisten halten dagegen: nur das Anerkennen universeller Werte und die Annahme universeller (genetisch verankerter?) Eigenschaften des Menschen ist ein Korrektiv gegen Verabsolutierung des Partikulären oder die defaitistische Einrichtung im Partikulären. Ist aber nicht auch das Universelle häufig ein verallgemeinertes Partikuläres? Ist die universalistische Lösung nicht zu einfach? Die großen Theoretiker der Verschiedenheit von Sprachen und symbolischen Formen, Humboldt und Cassirer, beziehen sich zwar einerseits auch auf Universelles, schlagen dann aber vor allem das Erlernen anderer Sprachen und das Übersetzen als Verfahren vor, die Gefangenheit in der eigenen Weltsicht zu durchbrechen. Die Arbeit des Übersetzens/Vergleichens hebt die Beschränktheit auf und läßt sie gleichzeitig erfahren. Sie eröffnet den Blick auf das Allgemeine: möglicherweise ist sie das Allgemeine. Die Triangulation scheint mir also das Verfahren zu sein, aus relativistischer und universalistischer Einseitigkeit herauszukommen. Weshalb also eine Disziplin zerschlagen, wo dieses Verfahren verankert ist und immer wieder neu und anders aktualisiert werden kann.²

2. Nun könnte ein möglicher Einwand gegen die Romanistik der der Kontingenz sein. Ist es nicht gänzlich beliebig, die romanische Sprachfamilie zum Ausgangspunkt vergleichender Studien zu machen (deren Nutzen nicht bestritten wird)? Könnte man nicht, mit ähnlichem Gewinn, andere Gruppierungen untersuchen, etwa die Kulturen der ehemaligen k. u. k. Monarchie oder die Kulturen des Ostsee-Raums (im Umfang der alten Hanse etwa) oder aber einfach europäische Sprachen und Kulturen? Was spricht dafür, eine wissenschaftlich zufällige Konstellation gegen-

² Hier ist Hans Ulrich Gumbrecht nachdrücklich beizustimmen, der in seinem schönen Aufsatz zur Geschichte der Nationalphilologien „Un souffle d'Allemagne ayant passé“ zu den Asymmetrien der Romanistik (sprachhistorisch konstituierter Objektbereich vs. Nationalliteraturen; Forschungsinteresse vs. Lernbedürfnisse) schreibt: „Diese – im Alltag von Forschung und Lehre nicht selten beschwerliche – doppelte Asymmetrie freilich mag ein heimliches Stimulans für die Romanische Philologie geworden sein: als Anregung zu komparatistischer Arbeit und als Verpflichtung, immer wieder eine in der institutionellen Struktur der Disziplin angelegte Spannung zwischen Hochschullehrern und Studenten in Konsens und wechselseitige Motivation zu überführen.“ (*LiLi* 53/54, 1984, S. 73.)

über anderen, vielleicht sinnhaltigeren zu präferieren? Meine Antwort auf diesen Einwand wäre eine doppelte: die Einheit der Romania ist wohlbegründet, und andererseits ist doch auch das Fehlen einer kulturellen oder politischen Begründung dieser Einheit gerade die Stärke der Romanistik. Die Sinnhaftigkeit historischer und vergleichender Studien der romanischen Sprachen liegt auf der Hand (dazu gleich noch einmal im nächsten Abschnitt); aber auch, was die Literaturen angeht, haben wir es innerhalb der Romania mit einem besonders dichten Geflecht an Beziehungen, die wieder auch durch die Nähe der Sprachen gestützt wurden, zu tun (das gilt sicher für das Mittelalter, die Renaissance und die Aufklärung, möglicherweise weniger für andere Perioden). Andererseits aber – und das ist einer der großen Vorteile der Romanistik – ist die Gefahr der Ideologisierung der Romania als kultureller oder politischer Entität gering. Zwar gab es gelegentlich Versuche, die Latinität der romanischen Kulturen zu beschwören. Die Latinität ist aber gegenüber einer Entität wie „Europa“ ein für Ideologisierungen wenig anfälliges Konstrukt. Weiterhin: Die Romanistik läßt sich nicht auf Westeuropäisches beschränken (wie Sie, die Verfasser des Leipziger Papiers, sehe ich darin eine große Chance), sondern hat auch zu tun mit Amerika, mit Afrika, mit Osteuropa.

3. Ein zweiter möglicher Einwand könnte der sein (der auch in den Thesen formuliert ist), daß die Romanistik im Bewußtsein ihrer komparatistischen Möglichkeiten sich in der Selbstgenügsamkeit einrichtet und die Chancen zur Weiterentwicklung und zu interdisziplinärer Arbeit ausschlägt. Die Romanisten, besonders die romanistischen Sprachwissenschaftler, könnten sich im Lichte der großen vergleichenden Arbeiten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts sonnen und den Anschluß an modernere Entwicklungen verpassen. Dies mag durchaus eine Gefahr sein: trotzdem würde ich behaupten, daß die romanische Sprachwissenschaft, gerade weil sie (anders als die germanistische und anglistische) die Trennung zwischen historischer und systematischer Sprachbetrachtung nie gänzlich vollzogen und die Untersuchung von Geschichte und Variation präsent gehalten hat, Möglichkeiten hat, die für die anderen Fächer verloren gegangen sind und erst mühsam wieder zurückgewonnen werden müssen. Sie verfügt über das Material und die Sensibilität, sich in die aktuellen Diskussionen zu Typologie, Grammatikalisierung, Natürlichkeit und Parametrisierung einzuschalten, und zwar in einer nicht-oberflächlichen Weise (wie es vielfach in der Universalienforschung aufgrund sekundärer und Handbuchinformationen geschieht). Ein Aspekt sei hier noch kurz benannt: der große Vorteil der romanischen Sprachwissenschaft gegenüber anderen Philologien (um den sie immer beneidet wurde) ist der, daß die Ausgangssprache, das Lateinische, bekannt ist und die Gefahr der Mythologisierung der Ursprünge nicht besteht. In gewisser Weise war es

auch gerade die Romanistik, die die Emanzipation des Sprachvergleiches von der Ursprungsproblematik betrieben hat.³ Nun ist die Frage nach der Ursprache, die bis ins 18. Jahrhundert virulent war, zwar nicht mehr aktuell; die Frage nach den Ursprüngen der Sprache ist jedoch keineswegs obsolet. Und so wie das Lateinische methodologisch gegen das Indoeuropäische gewendet werden konnte, stehen heute Kulturtheoretiker und Nativisten einander gegenüber.⁴ Die Romanisten müßten von ihrer Tradition her auf der kulturtheoretischen Seite stehen und sich auf der Seite der Vielfalt als eines anthropologischen Universale zu Wort melden.

Freilich ist die Gefahr der Selbstgenügsamkeit eine durchaus reale. In den Philologen, die den eingangs erwähnten Ausdifferenzierungsprozeß vollzogen haben, hat das Bewußtsein des Verlustes der „naturwüchsigen“ Vergleichsmöglichkeiten zur Entwicklung methodisch und theoretisch hochentwickelter „Vergleichswissenschaften“ geführt, der literaturwissenschaftlichen Komparatistik und der Allgemeinen Sprachwissenschaft. Es darf nicht so sein, daß die „naive“ Romanistik sich den Errungenschaften der „sentimentalischen“ Vergleichswissenschaften verschließt. Oder mit Kleist gesprochen: Der Weg muß in Richtung auf eine dritte Phase gehen, in der die Reflexion der zweiten Stufe (derjenigen, die sich des Verlusts bewußt war) aufgehoben ist. Es genügt nicht, die Potentialitäten der Romanistik aufzubewahren und zu tradieren. Sie müssen in die aktuellen theoretischen Diskussionen eingebracht werden.

4. Soll die Romanistik eine Kulturwissenschaft sein? Soll sie eine Wissenschaft von den Ländern sein? Dies sind Fragen, die Sie in Ihrem Papier stellen. Nach dem bisher Skizzierten wird Sie meine Position auch in dieser Sache nicht überraschen. Es scheint mir durchaus sinnvoll, daß Romanisten sich auf Zeit in solche kulturell oder national begründete Forschungsverbände eingliedern. Der disziplinäre Kern muß aber ein philologischer bleiben, d.h. im Zentrum der Romanistik muß die Beschäf-

³ Dies hängt eng zusammen mit dem provenzalistischen Erbe, das sich die Romanistik in der Gründerphase (Raynouard, Schlegel) angeeignet hat. Dazu: B. Schlieben-Lange, „Über Ursprung, Fortschritt und Universalität des Provenzalischen. Zur Historiographie des Provenzalischen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts“, in: *RZLG (Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte)*, (In Memoriam Erich Köhler 8) H. 1-4, 1984, S. 515-532.

⁴ Schon im 18. Jahrhundert finden wir eine ähnliche Konstellation: Condillac führt die Erfindung der Schrift als semiotischer Errungenschaft in historischer Zeit gegen den rationalistischen Nativismus ins Feld. Zur aktuellen Diskussion: E. Jablonka/G. Rechav, „The Evolution of Language in Light of the Evolution of Literacy“, in: J. Trabant (Hrsg.), *Origins of Language*, Budapest 1996, S. 70-88.

tigung mit Sprachen und Texten (in verschiedenen Medien und Medienverbänden) stehen. Es steht außer Zweifel, daß die interdisziplinäre Affinität zu den Disziplinen, die andere semiotische Systeme untersuchen: Kunstwissenschaft, Musikwissenschaft, besonders groß ist. Von dieser Position her läßt sich auch die Frage nach dem Status der Landeskunde beantworten: „Landeskundliches“ kommt in meiner Perspektive an drei Stellen vor: bei der Beantwortung sprachwissenschaftlicher und textwissenschaftlicher Fragen (durchaus im Sinne der Philologie und Hermeneutik des beginnenden 19. Jahrhunderts, wo die Realien die dritte Säule bei der Erschließung „nicht verstandener Rede“ sind); bei der theoretischen Reflexion der Verfaßtheit des Gegenstandes (und hier kommt den Romanisten auch eine wichtige Mittlerfunktion zu, da sie m.E. verpflichtet sind, interessante philosophische, kulturtheoretische, anthropologische, soziologische, historische Ansätze aus „ihren“ Ländern bekannt zu machen und auf ihre Relevanz für das bessere Verständnis von Sprache und Literatur hin zu befragen), und schließlich bei der Entwicklung eines Instrumentariums zur Analyse nicht-literarischer, also politischer, wissenschaftlicher usw. Texte, das sich an den Verfahren sprachwissenschaftlicher und textwissenschaftlicher Analyse schult und auch in andere Disziplinen, die es mit Texten zu tun haben (Historiker, Ethnologen, Politikwissenschaftler...), exportiert werden kann.

Zusammenfassend: die Romanistik, wie sie an den deutschen Universitäten betrieben wird, ist ein institutioneller Rahmen, in dem bestimmte Potentialitäten aufbewahrt sind, die nicht leichtfertig verschüttet werden dürfen. Allerdings müssen diese Potentialitäten auch genützt und entfaltet werden. Die Disziplin muß in ihrer Eigenschaft als Institution verlässliche Qualifikationen vermitteln (als Fertigkeiten und nicht [nur] als kanonisches Wissen – auch dies eine überfällige Diskussion), die sowohl für den Arbeitsmarkt als auch für die interdisziplinäre Zusammenarbeit transparent sind, und dieser disziplinäre Kern muß weiterhin ein sprach- und textwissenschaftlicher sein.

Fritz Nies

Empfehlungen für den Beirat für Wissenschafts- und Hochschulfragen des Bayerischen Staatsministers für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst [1996]

1. Das Fach Romanistik

1.1. *Wissenschaftssystematischer Ort*

Die Romanistik gehört traditionell zum Verbund geisteswissenschaftlicher Disziplinen. Deren Neubegründung wird von maßgeblicher Seite (u.a. dem DFG-Präsidenten und Germanisten Frühwald, dem Philosophen Mittelstraß, dem Historiker Koselleck, dem Romanisten Jaub)¹ betrieben im Sinne einer Rückbesinnung auf ihre *kulturwissenschaftlichen* Wurzeln sowie einer Entwicklung darin angelegter Perspektiven. Innerhalb dieses kulturwissenschaftlichen Spektrums war der hergebrachte Ort der Romanistik, seit ihren Ursprüngen, das Feld der *Philologien*. Diese gehen davon aus, daß jede Sprache ein zentrales Konstituens von Kultur darstellt, daß sie eine je „eigentümliche Weltansicht“ (Humboldt) ineins spiegelt und konstituiert. Literatur wiederum gilt ihnen als vollkommene Ausprägung dieses Instruments der Welterfassung, als – um eine Verlautbarung der Bundesregierung zu zitieren – privilegierter „Schlüssel zur Kultur“. Aus diesen Prämissen entwickelten sich, in der Romanistik wie anderen Philologien, die Teildisziplinen von Sprach- und Literaturwissenschaft. In beiden geriert jedoch nie die Einbindung sprachlicher und literarischer Phänomene in kulturelle und gesellschaftliche Kontexte aus dem Blickfeld, und spätestens mit dem Münchner Romanisten Karl Vossler (1872-1949) wurde eine programmatische Öffnung zur Kulturwissenschaft vollzogen, die heute auf das ‚Ganze‘ menschlicher Lebensformen zielt und selbst kulturschaffend wirkt.

Als das Spezifikum von Kulturwissenschaften, und damit der Romanistik, gilt namenhaften Wissenschaftstheorien nicht eine progressive Spezialisierung nach Art der Naturwissenschaften, sondern das Denken in größeren Zusammenhängen, die Bereitstellung und Vermittlung von „Orientierungswissen“. Gemeint ist damit nicht die Vorgabe bestimmter Orientierungen, sondern eine zentrale „Beschäftigung mit Orientierungsproblemen“.² Diese Leitfrage nach Übergreifendem hat Konsequenzen für die Gesamtdisziplin wie deren einzelne Angehörige (Forschende, Lehrende und Lernende).

¹ Vgl. etwa W. Frühwald u.a., *Geisteswissenschaften heute*, Frankfurt a.M. 1991.

² Ebenda, S. 39.